© NZZ AG

Erfolge gibt es keine

Versuch über das Scheitern. ***Von Kurt Drawert***

Alle reden von literarischen Erfolgen, die Regel aber ist das Scheitern. Dieses manifestiert sich freilich nicht in einer schlechten Kritik, sondern elementarer, als Teil des kreativen Prozesses. Ein Umgang damit will gelernt sein.

Erfolge gibt es keine – wer das versteht, kann auch schreiben. Das heisst nicht, dass es keine Anerkennungen gibt, keinen Zuspruch, keinen Ruhm und kein Geld; nur ist das kaum mehr als partielle Schmerzlinderung. Es hilft dem materiellen Überleben, ist aber immer nur Ersatz und kann die innere Logik des Scheiterns, die in der Sache selbst begründet liegt, nie ausser Kraft setzen. Die Sache: Das ist die immerwährende Differenz der poetischen Schrift zur Welt, in der sie erscheint. Jede Kommunikation erfüllt sich nach Art und Weise eines Arrangements der Missverständnisse; ein positives Arrangement ist die Übereinkunft im Irrtum, und sie wird immer erst dann brüchig, wenn ein Text nächsthöherer Ordnung den Hinweis auf diese Störungen liefert. Das ist die Wirkungskraft der Poesie: die falsche Gültigkeit der Diskurse zu durchbrechen und für eine Neugründung der Gedankenwelt zu sorgen. Dieser grandiose Anspruch aber zerfällt an sich selbst im Augenblick der Gewahrwerdung, auch nur eine Differenz im Feld von Differenzen zu sein – und das ist das unabdingbare Scheitern.

Innere Konflikte

Vor diesem inneren Produktionskonflikt der Literatur, an dem schon die besten aller Schriftsteller gescheitert sind, werden alle anderen Konflikte, die sich von aussen ergeben, vergleichsweise klein. Das Paradoxe daran ist, dass die Erfahrbarkeit dieses Konflikts, dieser unlösbaren Verknotung von Widersprüchen, mit der literarischen Potenz steigt anstatt abnimmt; ein Autor von Seeabenteuern wird vielleicht gar nicht wissen, was hier gemeint ist – weil die Konzentration auf den instrumentellen Charakter der Sprache, ihre Eigenschaft, sich selbst zu vergessen und auf den Strom der Handlung zu legen, dieses Problem von Differenz, Spaltung und Permutation gar nicht erzeugt; und damit eben auch keinen sprachlichen Mehrwert (in dem sich jede Behauptung erst zu einer ästhetischen Beglaubigung bringt). Wir sind, wenn ich das ohne jeden Beigeschmack von Elitarismus so sagen darf, *singulär.* (Wie unsere Texte.)

Aber es ist wohl auch weniger des Fehlen einer Phänomenologie des Scheiterns, das wir beklagen – wir haben auch keine Kultur des Scheiterns; zu ungemütlich; zu sehr in Vergeblichkeit verstrickt. Der materielle Finalismus unserer Epoche sieht eine Metaphysik des Scheiterns nicht vor (und genau daran wird sie scheitern). Denn auf der Höhe seiner selbst ist jedes Ding zu nichts anderem fähig – und warum sollte das in unserem Schreibleben nicht ebenso sein?

Junge Autoren können nicht scheitern. Sie hatten noch keine Zeit dafür und sind allein mit dem Gedanken einer unaufhörlichen Annäherung ihrer Textsachen an die Utopie dieser Textsachen beschäftigt. Sie stellen sich das linear vor, vom Debüt zum Nobelpreis. Das fundamentale Scheitern erscheint im Fokus seiner Marginalisierung als Kurzkritik im Feuilleton (wo es sich verhält wie ein Comic vom Krieg zum Krieg mit tödlichen Waffen). Das wäre alles normal und der Rede nicht wert, würde sich eine Erfahrungszeit bieten, die unmittelbar eingreift mit jedem weiteren literarischen Schritt. Aber Illusion ist ein Wirtschaftsfaktor, auch in der Literatur. Es gibt also ein äusseres Interesse daran, für Blindheit zu sorgen oder sie zumindest so lange als eine besondere Leistung des Sehens zu verkaufen, solange es auch nur einen Käufer dafür gibt. Und wer hört schon nicht gern, dass er der Auserwählte ist, auf den die Welt gerade noch gewartet hat (wie auf alle anderen übrigens auch).

So lernen sie alles Mögliche, vor allem richtig *just posing* zu machen, nur nicht, wie man anständig (und sinnvoll) scheitert. Sie tauchen am Betriebshimmel auf und werden sofort verwöhnt und betrogen in dem Gefühl, «ausgesorgt» zu haben, nur weil ein kleines Bändchen gut besprochener Gedichte erschienen ist. Ein Büchlein in einer respektablen Edition, und sofort schleicht sich eine Menge mehr oder weniger gutmeinender Förderer heran, sie entrümpeln ihren Keller und melden ihn der nächstbesten Stiftung zur Pacht. Aber es ist Mästung, um später genügend Fleisch für die Schlachtung zu haben. Gänse werden auch so behandelt. Erst laufen sie frei im Gehege herum, und sobald sie ausreichend glücklich geworden sind, kommen sie ins Gatter zum Stopfen. (Ich habe es in Frankreich gesehen, bei einem Gänsebauern am Fusse der Pyrenäen. Erst machte er mit uns einen Rundgang durch seine grausame Aufzucht, und dann gab es Stopfgans.)

Die falsche Förderung ist gemeingefährlich und schafft die Talente gleich wieder ab, die gerade erst publizistisches Licht gesehen haben; sie illusioniert und sorgt für falsche Verhältnismässigkeiten. Die Zeit der «Fräuleinwunder» ist wohl vorbei – aber wie gross das Wertkapital Jugend auch in der Literatur geworden ist, kann nur erschrecken. Und dahinter steht immer ein Funktionsinteresse: Werte aufzubauen, um sie demontieren zu können. Die Besprechungskurven zeichnen das gut sichtbar nach. Eben noch war uns der Heiland erschienen, und schon ist es Abfall. Je höher das Lob, umso tiefer der Fall.

Flaubert hat so für eine Dramaturgie der Handlung gesorgt: erst einmal so tun, als wäre der Fortschritt gesichert, und dann, auf der Höhe einer pathetischen Erwartung, das schwarze Finale. Also auch das gehört zum Überleben einer souveränen Schreibtätigkeit: unabhängig bleiben, annehmen, was sich sehr freundlich bietet, es aber nicht (über-)bewerten. Denn keiner darf so naiv sein anzunehmen, dass der Autor seine Zeit, die er braucht, um zu schreiben, nicht auch finanzieren

© NZZ AG

muss. Und allein hier kommt dann auch die richtige Förderung an: Zeit zu verschenken, ohne Gegenleistungen, ohne Erwartungszusammenhang, ohne Etikette.

Früher waren es die Mäzene, die ihr Geld verbrannt haben für eine Idee, heute sind es Sponsoren. Der Unterschied besteht darin, dass der Sponsor eine Leistung für eine Leistung erwartet; er bietet sich zunächst einmal als Geschäftspartner an, dann erst als Förderer und Freund. Die erste Frage seinerseits lautet auch dementsprechend: «Warum denken Sie, dass Ihr Projekt für uns relevant sein könnte?» Diese Gesprächseröffnung kennen wir von jedem Bewerbungsgespräch, sie ist wie im Schach das Damengambit, dem sofort zu parieren ist mit einer symmetrischen Entgegnung des schwarzen Bauern. – Für uns heisst es hier, gleich wieder aufzustehen und nach dem Mantel zu greifen, denn wir haben ja tatsächlich nichts, aber auch gar nichts zu bieten, das in einem Geschäftsinteresse auch nur der kühnsten Annahme nach liegen könnte. Eine Werbefläche? Lächerlich. Umgelenkter Kundenzulauf wie nach einer Fussballwerbung? Unmöglich. Image? Nun ja, hin und wieder, ein wenig (Tendenz fallend). Also warum? Weil es überall emphatische Einzelgänger gibt, die für etwas eintreten können, das sie für wichtig erachten. Sie überspringen dann unsere Antwortlosigkeit und zücken das Checkheft. Danke.

Dienstleistung des Geistes

Das Beschämende daran ist die Unselbstverständlichkeit, das beigefügte Wohlwollen, die Gunst. Wir nehmen an, aber es wird uns nicht wirklich besser danach, denn es inauguriert die latente Nutzlosigkeit einer Sache, die Nützlichkeit überhaupt erst erklären muss. Gunst kann gegeben und genommen werden; sie legt die Stellung eines Subjektes fest, das frei ist, sich zu verhalten, und sie spricht dem, der bedacht wird, die gleiche Stellung ab. Nichts anderes ist der Status des Bettlers: Er kann bitten, aber nicht fordern, hoffen, aber diese Hoffnung mit keiner Erwartung verbinden.

In Anbetracht verzockter Milliardenbeträge in halber Lichtgeschwindigkeit ist das der reine Skandal, der nur deshalb nicht auffällt, weil er so leichtgewichtig ist. Es geht um Literatur, nichts weiter. Um Bücher, die vielleicht schon bald keiner mehr haben will. Dabei ist Literatur die materiell unaufwendigste und ideell grosszügigste Dienstleistung des Geistes, die wir kennen. Sie zu pflegen, sollte in humanisierten Kulturgesellschaften ein elementares Bedürfnis sein und Gewissheit, dass sie ein Gemeinwesen (auch wirtschaftlich) lenkt. Nicht, weil sie direkt und funktional zu verwenden wäre, sondern weil sie Lichtkegel in die Finsternisse unserer Welt wirft.

Der Schriftsteller **Kurt Drawert** (geb. 1956) lebt in Darmstadt. 2011 erschien im Verlag C. H. Beck sein Gedichtband «Idylle, rückwärts». Der vorliegende Text ist ein Auszug aus dem Band «Schreiben. Vom Leben der Texte», der im September bei C. H. Beck erscheint.